

Nr. 147. Bydgoszcz / Bromberg, 2. Juli 1937

Lilians indisches Abenteuer

Roman von **Katrin Holland.**

(23. Fortsetzung.) ———

Ein kleiner, schwach schimmernder Stern stand an dem nächtlichen wolkenverhangenen Himmel.

„Es ist gut", sagte Lawson und nickte seinem Munshi zu, den Raum zu verlassen.

Eine Uhr schlug Mitternacht. Lawson warf noch einen letzten prüfenden Blick über das Zimmer. Die vielen Abende fielen ihm ein, die er in diesem Raum mit Hubert Baker gemeinsam verbracht hatte. Dort an der einen Wand hing noch eine von ihm selbst aufgenommene Photographie seines Lieblingspferdes.

„Loveday" . . . „Liebestag". Lawson schüttelte in stummer Erbitterung den Kopf. Armer Junge, guter Kamerad. Irgendwelche Kerle hatten ihn abgeknallt. Er ging zu seinem Schreibtisch zurück und schloß die letzte, am späten Abend eingegangene Post fort. Noch immer kein Wort von Lambertz! Vor zehn Tagen hatten sie sich getrennt und Lambertz hatte versprochen, unter allen Umständen sofort von sich hören zu lassen. Aber nicht einmal eine Postkarte war eingetroffen.

Mechanisch löschte Lawson das Licht und ging in sein Schlafzimmer hinüber.

In das Moskitonetz mußte trotz aller Vorsicht eines dieser ekelhaften blutdürstigen Biester geraten sein, dessen begehrliches Summen Lawson nervöser machen konnte, als die Nähe eines schwarzen Panthers.

Vergeblich versuchte er, es zu fangen und fluchte vor sich hin, bis er es schließlich aufgab und wütend zwischen die Decken kroch, sie so weit wie möglich über den Kopf ziehend.

Er mußte gerade eingeschlafen sein, als ein lautes, hartes Pochen ihn aus dem ersten tiefen Schlaf weckte.

Eine Stimme flüsterte vom Fenster her: „Sahib, Sie möchten sofort zu Oberst Blunt kommen."

Zwei Minuten später lief Lawson, flüchtig angekleidet, über die dunklen Straßen. Endlich! Irgend etwas mußte los sein.

Das schöne Haus des Oberst Blunt lag in völliger Finsternis. Aber kaum hatte Lawson die Gartentür geöffnet, als er die Stimme seines Chefs ganz nahe neben sich in der Dunkelheit hörte. Ihre Unterredung dauerte nur eine kleine Weile und wurde im Flüsterton geführt. Hin und wieder nur warf Lawson eine kurze Frage dazwischen. Dann, sich unwillkürlich straffend, antwortete er: „Ich bin bereit, Sir. In einer Stunde startfähig."

„Ich danke Ihnen."

Zwei Schatten trennten sich, der eine schritt aufs Haus zu, der andere verschwand in der dunklen Nacht.

Lawson aber, schon auf dem Weg zu seinem Bungalow, blieb plötzlich stehen. Ein Gedanke wachte in ihm auf und trieb ihn zu einem Entschluß, den er impulsiv ausführte, ohne sich Rechenschaft über irgend mögliche Folgen zu geben. Er drehte sich kurz auf den Hacken um.

Das Leuchtzifferblatt seiner Uhr zeigte die erste Stunde eines neuen Tages. Schön, er würde sich dann doppelt zu beeilen haben, aber . . .

Etwas später ertönte vor dem Hause, in dem Arnstruthers und Lilian Gastfreundschaft gefunden hatten, ein heller, scharfer Pfiff, der sich in kleinen Zwischenräumen wiederholte und der so täuschend nachgeahmt war, daß jeder Uneingeweihte ihn für den Ruf eines Vogels halten mußte. Vor gar nicht allzu langer Zeit hatten sie ihn von Muhammed Ali gelernt.

Lilian in ihrem Zimmer im ersten Stock hörte ihn, richtete sich in ihrem Bett auf, lauschte und erkannte ihn.

Mit leisem Lärm schlugen die Flügel ihres Fensters auf.

„Philipp"

„Können Sie herunterkommen, Lilian?"

„Sofort. Ich wecke nur Eric."

Auch ihr Gefühl ließ sie deutlich und klar die Lage erkennen.

Als sie mit Arnstruthers neben Lawson im Garten stand, sagte der: „Kommt, begleitet mich, ich muß mich fertigmachen. Es ist keine Zeit mehr zu verlieren."

„Was ist"

Ihre schnell dahineilenden Schritte gaben ein schwaches Echo.

„Diese Idioten!" flüsterte Lawson zurück. „Diese Idioten."

„Meinen Sie Martin?"

„Jawohl, Lambertz und seinen Freund Schönlein."

Lilian hielt den Atem an. Sie fühlte ihr Herz in schnellen, harten und schmerzenden Schlägen.

„So sprechen Sie doch!"

„Sie sind in eine Falle gelockt worden."

Sie hatten Lawsons Haus erreicht. Der verschlafene Bearer (eingeborener Diener) öffnete ihnen, sah sie mit einem erstaunten, müden Blick an und erhielt den Auftrag, Kaffee zu bereiten.

„Geben Sie mir eine Zigarette", bat Lilian, die nur schlecht ihre Aufregung und Angst verbergen konnte. Sie stand, wie immer, wenn sie sich fürchtete, sehr gerade und aufrecht, in der Mitte des Zimmers unter der hellen, lieblosen Beleuchtung einer großen kugeligen Lampe. Lawson hatte einen kleiner Koffer aus einem Schrank herausgerissen und packte mit fieberhaftem Eifer einige Sachen zusammen.

Eric Arnstruthers schien der einzige der drei zu sein, der seine Ruhe behielt.

„Und wieso wissen gerade Sie es?"

Lawson lächelte flüchtig und triumphierend. „Sie wissen doch, was sich bei Lambertz' Abreise hier abspielte. Er wollte die Personen, denen sein Verdacht galt, nicht nennen, wollte auf eigene Faust losgehen, und so weiter . . . Nun, das konnten wir natürlich nicht zulassen, obgleich wir nichts dagegen einwendeten, und ließen ihn dann von unseren Leuten beobachten."

Arnstruthers nickte, als bestätigte er sich selber einen geheimen Gedanken. Typisch für Blunt, diesen klugen Fuchs.

„Nun", fuhr Lawson fort, „jemand ließ Lambertz die Nachricht zukommen, daß ein Überfall auf einen Goldtransport geplant ist, der morgen Nacht von Dehli nach Bombay geht."

„Und,"

„Blunt hält es für unwahrscheinlich, glaubt an einen schmutzigen Trick, mit dem aus Gott weiß was für persönlichen Gründen, Lambertz und Schönlein treffen will, aber ich habe den Auftrag, den Zug zu eskortieren, damit wir auf alle Fälle sicher gehen."

„Warum sollte man gerade Lambertz und seinen Freund vernichten wollen?"

Lawson zuckte die Schultern. „Meiner Meinung nach beweist gerade dieser etwas plumpe Streich, eine solche Nachricht in die Hände von Lambertz zu spielen, daß Martin sich auf der richtigen Fährte befindet, denn er würde wohl schwerlich Bombay verlassen haben, wenn er nicht an die Identität der Verbrecher und der Mörder Bakers glaubte."

„Wo ist er?" fragte Lilian. Ihre Stimme klang sehr klein, wie die eines Kindes, das sich unaussprechlich ängstigt und es unter gar keinen Umständen eingestehen will.

„Mit Schönlein seit heute morgen in Hoshangabad."

„In Hoshangabad soll also der Überfall auf den Dehli-Expreß stattfinden?" fragte Arnstruthers dazwischen und sah so gelassen vor sich hin, als befände er sich in einem Ballsaal, wo man einen Walzer tanzte.

„So sagt unser Mann."

„Ho", machte Arnstruthers und stopfte sich eine Pfeife, „ho. Natürlich hat Blunt recht, natürlich ist das eine Falle und nichts weiter, denn die Kerle werden weder so dumm, noch so waghalsig sein, mit offenen Karten zu spielen. Sie wagen zu viel. Weiß der Teufel, was sie sich dabei denken. Aber auch Lambertz muß den beabsichtigten Überfall nicht wichtig genommen haben — sonst hätte er die Polizei benachrichtigen müssen."

Hier bewegte Lilian nachdenklich und schweigend den Kopf.

„Nein, nein", flüsterte sie nach einer kleinen Pause, „nein, nein! Martin sieht die polizeilichen Maßnahmen immer als eine unerwünschte Warnung und Störung an."

„Ich muß Eric und Blunt recht geben", widersprach Lawson, „es wäre unverzeihlich von Lambertz und Schönlein, auf eigene Faust sich in ein derartiges Unternehmen zu wagen. Ich kann mir die ganze Geschichte nur so erklären, daß unser Agent nicht die allerletzten Gründe herausbekommen hat. Immerhin, wie gesagt, alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln werden getroffen werden. Der Transport wird von zwanzig Leuten und zwei Maschinengewehren bewacht sein und mir unterstehen."

„Höre", sagte Arnstruthers und nahm die Pfeife dabei langsam aus dem Munde, „wann fährst du?"

„In einer halben Stunde wird das Flugzeug fertig sein."

„Gut", sagte Arnstruthers. „Ich komme mit."

Ein Lachen glitt über Lawsons frisches Jungengesicht. „Das hab' ich mir gewünscht, Eric. Schließlich kann man nie wissen, wozu ein richtiger Mann gut tut. Und ist Martin auf der richtigen Spur, nun, dann sind gerade wir zwei, die Hubert am nächsten standen, die besten Leute für diese Geschichte."

Er pfiff vergnügt und befriedigt ein paar Takte vor sich hin. „Werde dich schon anstellen, wenn es nötig sein sollte, ohne auf deinen augenblicklichen Urlaub Rücksicht zu nehmen, alter Junge. Bin mit allen erdenklichen Vollmachten ausgestattet. Blunt ist ein patenter Kerl, daß er gerade mich gehen läßt, statt die Konkurrenz in Dehli."

„Und ich", sagte Lilian, „und ich? Glaubt ihr etwa, mich könnt ihr hier in Peshawar zurücklassen?"

„Sei vernünftig, mein Liebes!" sagte Arnstruthers. „Ich bitte dich."

Auch Lawson schüttelte den Kopf.

„Du kannst nicht so grausam sein", entgegnete das Mädchen mit einer ruhigen, verblüffenden Bestimmtheit, die um so überraschender wirkte, als ihre Lippen weiß vor Erregung waren und bebten. „Ihr, alle die ich liebe, denen mein Gefühl gilt, du, Eric, Philipp und Lambertz, seid in Gefahr, und ich bin zur Tatenlosigkeit verdammt. Nur weil ich ein Mädchen bin, soll ich die Ungewißheit und Unruhe meilenweit von euch entfernt ertragen!"

„So darfst du nicht reden", antwortete Arnstruthers und blickte sie bittend an. „Denke an die Millionen Frauen, die während des Krieges daheim ihre Pflicht taten, während ihre Männer im Kugelregen lagen."

„Das war etwas anderes. Das war ein gemeinsames Schicksal, hier, hier . . .", sie brach plötzlich ab. „Schließlich fügte sie nach einer Weile hinzu, „steht es nicht in deiner oder eines anderen Menschen Macht, mich zu hindern. Ihr braucht mich nicht mitzunehmen, das allerdings könnt ihr mir abschlagen. Aber ich werde schon Mittel und Wege finden, zur Zeit in Dehli zu sein. Immerhin gibt es Eisenbahnen und Autos."

Lawson gab Arnstruthers ein Zeichen. Aber der verstand den Blick nicht sofort, sondern fuhr in seinem kühlen unbewegten Ton fort: „Bitte, Lilian, versuche dir die Vorstellung, daß wir uns in Gefahr befinden, aus dem Kopf zu schlagen. Schließlich —"

Lilian unterbrach ihn. Zum ersten Mal seit dieses Gespräch begonnen hatte, glitt ein Lächeln über ihr bleiches Gesicht. „Gib dir keine Mühe, Eric, mich zu beruhigen. Vielleicht hast du recht. Vielleicht sind meine Befürchtungen mehr oder minder eingebildet. Immerhin, sie quälen mich."

„Und meinst du, uns quält es nicht, dich sinnloserweise ein Risiko eingehen zu sehen. Du wärest höchstens hinderlich."

„Lassen wir Lilian bis Dehli mitkommen", schlug Lawson vor.

Lilian sah ihn dankbar an.

„Unter einer Bedingung fuhr er fort, „daß Sie uns versprechen, Lilian, in Delhi zu bleiben. Dann sind Sie nicht so ganz allein und so weit vom Platz der Ereignisse entfernt, und doch in Sicherheit. Einverstanden?"

Für den Bruchteil einer Sekunde zögerte das Mädchen, auf diesen Vorschlag einzugehen, aber dieser Bruchteil genügte, um sie ihre Chance erkennen zu lassen. Sie nickte.

Und nicht viel später erhob sich ein kleiner Tiefdecker von der Erde und hinauf in den noch immer dunklen Himmel, an dem ein heftiger Sturm die Wolken mitleidlos umherjagte. Die Maschine stieg schnell, bald entschwand auch ihr Leuchtzeichen dem Auge des Beobachters. Aufgeschluckt von der Höhe und der Finsternis schwebte sie, unsichtbar allen, mit dem Kurs auf Dehli über einer schlafenden Welt.

*

Der frühe Morgen war grau, trüb und regnerisch.

O'Rorke, die Zigarette zwischen den vollen, leicht aufgeworfenen Lippen, stand über eine Karte gebeugt und steckte hin und wieder nach reiflicher Überlegung kleine Stecknadeln, mit bunten Köpfchen versehen, an gewisse Punkte.

So wie er dastand, in der Uniform eines Bhopaler Eisenbahnbeamten, machte er den vertrauenerweckenden Eindruck eines Mannes, der seinen Dienst ungeheuer ernst nimmt und alles daran setzt, ihn bis aufs Letzte zu erfüllen.

Während er so langsam und genau die Karten markierte, sprach er, ohne die Stimme zu heben und zu senken, in einem sich stets gleichbleibenden unerschütterlichen Ton zu einem seiner Untergebenen, einem verhältnismäßig jungen Menschen, der die Tracht eines eingeborenen Streckenwärters trug.

„Sie sind uns richtig in die Falle gegangen. Sie schlafen zur Zeit noch beide völlig ahnungslos im Rasthaus, etwas außerhalb Hoshangabads. Sie haben gestern versucht, sich mit Peshawar in Verbindung zu setzen. Uns ist es gelungen, die Depesche aufzufangen und den Boten, den sie zur Sicherheit ausgeschickt zu haben, gefangenzunehmen."

Der andere lachte lautlos. „Dieser übereifrige kleine Schönlein, der glaubt, die Weisheit mit Löffeln gegessen zu haben! Du hättest nur sein Gesicht sehen sollen, als er endlich Lunte gerochen zu haben glaubte. Der weiß nicht, wie teuer ihn das Abenteuer zu stehen kommen wird."

„Lambertz ist ein Narr", murmelte O'Rorke. Sind die Befehle weitergegeben"

„Alles in Ordnung."

O'Rorke nickte. Er dachte in diesem Augenblick, daß er morgen um diese Zeit wohl gerade hinter der chinesischen Grenze landen würde, in aller erdenklichen Sicherheit und seine Taschen um ein gut Teil mehr gefüllt als sie es im Augenblick waren.

(Fortsetzung folgt.)

Kapitän Krischan Knaster.

Skizze von Walter Persich.

Kapitän Ellerbrook hate sich mit mir in Hein Grübels Grogkeller verabredet — aber ich mußte mehrere dieser steifen Hamburger Magenwärmer bestellen, ehe seine breite Gestalt im Türeingang auftauchte. Mit einer Handbewegung zerteilte er den Tabakdunst, schob die Linke an seine Brauen und blickte angestrengt in die Ecken des Lokals, als stehe er auf dem Ausguck. Dann nickte er, kam auf mich zu und gab mir seine Pranke.

„Dammich und gu' Oben ook!" sagte er, seinen schweren Mantel ablegend. „Hein, 'n doppelten Grog. Bannig kalt draußen! Dje, so kann man sich verrechnen, wenn man nach Blankenese 'rausfährt. Is 'ne ganze Stunde später worden — —"

„Blankenese? Was haben Sie denn da zu tun?"

Den Anfang kannte ich — dahinter steckte eine Geschichte, und wenn ich ganz privat und erstaunt Fragen stellte, würde ich sie aus ihm herauskriegen, das wußte ich.

„Och, nur so — na, is ja kein Geheimnis. Ich wollte Krischan Knasters Frau besuchen. Seit der letzten Südfahrt, 1928 ist es gewesen, hat man doch von Käpp'n Knaster nichts mehr gehört. Nun bin ich ja letztes Mal da oben rumgegondelt. Bannig diese Fahrt, kann ihn Ihn' verraten! Was denken Sie: gerade in den Rachen bin ich Knaster gefahren. Tatsache! Der will nämlich nicht mehr schlafen, der Knaster. Nu komm'n Sie!"

„Das ist eigenartig! Wenn ich im Bilde bin, heißt es doch, der Kahn sei versackt, die Mannschaft habe sich noch retten können, nur Knaster wollte das Deck nicht rechtzeitig verlassen . . ."

„Prost!" nickte Ellerbrook. „Allmählich kriegen Sie 'n kleinen Dunst von der christlichen Seefahrt. So wie Sie dachte ich auch. Will's der Zufall, daß ich mich in Valparaiso 'rumtreibe. Ein paar von diesen Kaufmannsjungen, frischen Deutschen, die sich in dem langweiligen Nest gern einen Spaß machen, haben mich in die Mitte genommen, und einer sagt: „Käpp'n Ellerbrook, wetten, daß wir segeln können?" Mein Fall! Also schön, sie schleppen mich in so'n kleinen Isebeckkanal, was sie da Hafen nennen, schubsen mich in ein Segelboot . . . Jupp! holt uns auch schon der Wind mit breiter Hand 'raus. Wir schwimmen in der großen Bucht vor der Stadt. Es ist schon Abend. Hinter uns glimmen die Lichter, und die jungen Kerle, die was 'raus hatten im Segeln, halten fidel Kurs auf den Leuchtturm, der, denke ich, das Ziel abgeben soll. Mit einemmal aber haben wir den überholt. Sie fahren weiter, und da seh' ich denn doch bald ein rotes und grünes Licht: die Bordlaternen von einem Segler oder Dampfer. Bald wächst vor meinen Augen ein Rumpf gegen die Sterne, ein großes Ding, finster wie ein Seeräuberschiff. „Ahoi!" brüllen die Kaufmannsjungen. — „Ahoi!" kommt es von einem Baß zurück — gleich darauf richtet sich eine Lampe auf uns, eine Strickleiter wird ausgeworfen, wir klimmen hoch und stehen tatsächlich auf dem Deck eines Chileseglers. Nur sind die Maste gekappt, und alles ist kahl.

„Darf ich vorstellen?" sagt so ein Naseweis. „Käpp'n Ellerbrook — Käpp'n Knaster, zwei Überreste aus guter, alter Zeit!" eine 'reinhauen konnte ich dem Jungen, doch ich erinnerte mich an die Gesetze der Höflichkeit — —

„Knaster?" frag' ich und nehm' dem Mann die Ölfunzel aus der Hand, um sie ihm vors Gesicht zu halten. „Ja, tatsächlich, alter Junge, was treibst du denn hier?"

Ich will's kurz machen. Knaster hatte 1928 einen überraschenden Sturm erlebt, das Schiff war auf eine der spitzen Klippen gelaufen. Es hatte in allen Fugen gekracht, war hin- und herübergeschwankt. Das Leinen zerriß, die Maste wackelten — man kappte sie. Blitze zuckten und schließlich legte sich der Salpetersegler auf die Seite. Da trat die Mannschaft an, nahm die Boote und forderte Knaster auf, Befehl zur Rettung zu geben und mitzukommen. Den Befehl gab er — aber mitkommen? No, Sir, kam gar nicht in Frage. Das ganze Ding stak voll von nordamerikanischen Traktoren, bestimmt für Mexiko, eine Millionenlast, und hätte er das Ding verlassen, so fiel alles dem zu eigen, der die Ladung bergen würde! Der alte Kapher in Hamburg hatte ihm auf die Seele gebunden: „Das ist unsere letzte Chance, Krischan! Sie müssen durchkommen, oder wir sind pleite! Wenn Sie die deutschen Maschinen abgeliefert haben, holen Sie die Amerikaner. Ich hab' sie günstig gekauft und verdiene so viel daran, um die Reederei zu halten!" Krischan hatte ihm die Hand gegeben, und nun saß er hier seit drei Jahren. Jawohl, tausend runde Tage und tausend Nächte, und keine hatte er richtig geschlafen. Am Tage so zwei Stunden, das war seine Ruhe. Allein an Bord, mußte er nachts Wache gehen.

Niemand, und das war das Lustigste, wußte offiziell von dieser Bark. Er lag außerhalb des Kurses. Kein Schiff berührte diese Strecke, und nur die Sonntagssegler aus Valparaiso, ein paar junge Bengel, besuchten ihn hin und wieder und hatten ihm vermittelt, daß er gegen manche überflüssigen Sachen die notwendigsten Lebensmittel eintauschen konnte. Jede Woche kam einmal ein Fischer und brachte ihm Brot und Fleisch — der hatte ihm eine schnelle Barkasse für sein, Knasters Privatgeld besorgt. Die lag hier oben, mit der eisernen Ration bereit, für den Fall, daß der Segler dennoch mal sacken würde. Aber es kam nie wieder Sturm, und die Bark mußte wohl damals zwischen zwei Felsspitzen gelaufen sein, so daß sie eingeklemmt lag. Sie blieb dicht, aber herausziehen ließ sie sich nicht, dann rissen die Balken. Nur ein Sturm konnte sie befreien oder — vernichten.

Die Ladung? Da lagen die Traktoren, inzwischen zu alten Modellen geworden, in Reih und Glied, und niemand wollte sie haben. Knaster hatte nach Hamburg telegraphiert. Keine Antwort. Er hatte dem Konsul Bescheid gegeben, der solle eine Gesellschaft beauftragen, die Traktoren von Bord zu holen. Wo das Geld sei für den Transport, hatte die gefragt. Knaster besaß kein Geld. Und sein Reeder, ich konnte es ihm sagen, war inzwischen gestorben, die Firma aufgelöst, die Gläubiger befriedigt. Er zuckte die Achseln. „Ich kann nur von Bord gehen, wenn mein Reeder es befiehlt oder wenn das Schiff verloren ist — eher nicht!" Keine Logik half, er erkannte nur dieses eiserne Gesetz des Kapitäns an und blieb weiter, auch als ich am nächsten Tage von den Jungen zurückgeholt wurde. Da wohnte er in der Bark ohne Masten, zählte jeden Tag die Traktoren und wartete auf den Sturm, der nicht kam, oder auf einen Befehl, den er anerkennen konnte. Was sollte er tun?"

Ellerbrook hob das Grogglas: „Zum Wohl!"

„Und Sie waren in Blankenese?"

„Ja, ich wollte seiner Frau die Hand drücken — — — gestern kam die Meldung, daß die Bark verschwunden und Knaster ertrunken ist — — Endlich ist er die Sorge los und hat er Ruhe gefunden. Es ist nicht schön, wenn einer für immer Abschüs sagt, aber Knaster kann jetzt endlich schlafen . . ."

Der spanische Kapitän.

Die Geschichte einer dramatischen Flucht.

Von Josef Clemens Lohr.

Schiff an Schiff liegt am Pier des Hafens von Nantes. Dicke, haushohe Kästen mit gewaltigen Schloten und schaukelnde Kutter. Überseedampfer zum Transport von Kanonen, Granaten und Menschen, von Erzen, Konserven und Früchten.

Alle fahren stromaufwärts bis Nantes, seit sich im Außenhafen von St. Nazaire ein Unterseeboot gezeigt hat. Mitten im Hafen. Bodenlose Frechheit schimpften die Leute, aber Respekt hatten sie doch und eine Heidenangst von dem Tag an. Seit dieser Zeit fahren die Beherrscher der Meere in sichere Binnenhäfen. Trotz gepanzerter Begleiter und Küstenwachen.

Protzig liegt die „Paris", Frankreichs größter Dampfer am Pier. Schmutziges öliges Wasser umspült ihren Rumpf. Die „Paris" nimmt Kohlen. Wie hat das Schiff sich seit den Tagen des Friedens verändert! Das Weiß der Außenhaut ist schmutzig und grau, die Decks sind schmierig und rußig, seit sie im Kanal pendelt, um Soldaten zu holen.

Dicht daneben, unscheinbar wie eine Motte neben einem Totenkopfspinner, liegt der spanische Kasten „Caba Finisterre". Ein Fünftausendtonner aus Vigo. Man sieht ihn kaum neben dem klobigen Riesen. Sein Schornstein qualmt von schlechtester Kohle. Die Löschung ist noch heute beendet, am Abend verläßt er den Hafen. Die Zeiten sind gut, die Prämien hoch, alle Welt auf dem Meer hat es eilig.

Der Kapitän, Juan Montero, steht völlig unberührt von dem Treiben und Hasten um ihn auf der Brücke und raucht. Tief in die Hosentaschen vergräbt er die Hände. Er qualmt wie ein Schornstein, je mehr sein Partner ihm zuspricht.

Hört er auch zu, so wandern seine kleinen, listigen Augen doch hin zu den Bunkern, die sich mehr und mehr leeren und aus denen bald die letzten Körbe hochkommen müssen. Gefangene sind es, deutsche Gefangene, die hier schuften

Der Mann, der mit Juan Montero spricht, ist ihr Führer, ein kleiner, springlebendiger Bursche. Corts heißt er, ein Rheinländer. Diesmal dreht es sich nicht um nebensächliche Dinge, um einen belanglosen Streit mit einem Franzosen, etwas anderes ist es, woran er seit zwei Jahren denkt, an die Flucht, seine Flucht auf dem Dampfer nach Spanien. Wie er dann weiterkommt, daran denkt er jetzt nicht, ist ganz einerlei. Nur erst einmal raus, hier aus der Hölle von Frankreich.

All dies hält er eindringlich dem Kapitän vor. Der versteht ihn ja auch. Er nickt mit dem Kopf, o ja, er würde es schon machen, meint er, Patriot sei er auch und liebe die Freiheit, aber wie . . . das wüßte er nicht.

Schon einmal sind Deutsche mit einem spanischen Dampfer getürmt, sagt der energische Corts.

„Ja, ja," meint Juan Montero, das wüßte er auch, er kenne auch die verfluchten Scherereien, wenn die Flucht entdeckt werde, wie die Franzosen draußen auf offenem Meer die Schiffe anhalten, durchsuchen von oben bis unten, wie sie sich wichtig machen wegen eines einzelnen Mannes, die Schiffahrt aufhalten, die Häfen sperren und weiß der Teufel was für Schikanen . . .

Die letzten Körbe kommen aus der Tiefe der Bunker. Es handelt sich jetzt um Minuten! Die Entscheidung muß fallen! Eisern nimmt Corts den Mann in die Zange, sollen Hoffnung und Plan nicht dahin sein!

Schon treiben die Aufseher die Menschen von Bord!

„Kapitän!" beschwört Corts Juan Montero, „nehmen Sie mich mit, es ist eine Tat, Sie sollen es nicht umsonst getan haben, wir Deutsche werden es Ihnen nicht vergessen, Ihnen und Ihrem Land, wir werden gebraucht in der Heimat, verstehen Sie das?"

Ernst blickt der Kapitän um sich. Niemand ist in der Nähe. Soll er den Deutschen enttäuschen? Sollen die Franzosen es merken, Caramba! Einerlei! Sind anständige Kerle, diese Deutschen!

Da, noch ehe der Kapitän seine Zusage gibt, fällt der Blick Corts auf einen Auflauf von Menschen am Kai, die einen Gefangenen umringen. Der Aufseher rennt von Bord! Corts läßt den Kapitän stehen, saust über den Laufsteg und sieht schon von weitem, daß sein Freund Paul von der Menge eingekeilt ist.

Die Flucht, ja die Flucht, soll er jetzt fliehen, wo der Freund in Not ist! Nur noch einige wenige Körbe, die von Bord gehen, dann ist die Rückkehr unmöglich.

Erst einmal sehen und hören. Hart drängt er sich durch die geifernde Gruppe. Nur zaghaft, mit Schimpfen, weichen die Menschen.

Da ist auch schon der Aufseher. Was ist da los, brüllt er. Einer antwortet: Sabotage! Sabotage! schreien jetzt alle. Eine ganze Kiste mit Fischkonserven hat er ins Meer fallen lassen!

Paul steht blaß und mit erschrockenen Augen inmitten der Menge.

Corts denkt, überschlägt: Eine Kiste ins Meer! Sabotage! Kriegsgericht in Rennes! Deportation!

Zehn Jahre sind ihm dann sicher. Es muß was geschehen! Alles schimpft und tobt. Der Aufseher zerrt Paul am Kragen des Rocks: „Hast du die Kiste ins Wasser geworfen?" — „Sie ist mir von der Schulter gefallen!" sagt Paul.

Dabei reißt er den Rock auf und zeigt die blutig zerrissenen Schultern. Kein Mensch glaubt ihm das. Nur der Aufseher, der die Schinderei kennt, sieht die Sache ruhiger an.

„Ich melde es am Abend im Lager", sagt er, „los, jetzt, an die Arbeit!"

Was das heißt, melden, man weiß es. Die Räte in Rennes sagen doch Sabotage! Sagen doch zehn Jahre Deportation, wie es immer geschieht.

Paul ist aus der Menge verschwunden, steigt auf das Schiff. Was nun, etwas muß jetzt geschehen! Paul darf keinesfalls ins Lager zurück. Sonst ist er verloren. Auf den Fluchtplan verzichten!

Paul fliehen lassen!

Ran an den Spanier! Montero erkundigt sich nach dem Vorfall. Lächelnd, gezwungen erklärt Corts dem Kapitän den harmlosen Vorfall. Er beruhigt sich schnell.

Die letzten Körbe gehen an Land. Die Anker werden gelichtet, die Stege entfernt, die Bunker geschlossen!

„Wohin, wo ist das Versteck?" fragt Corts den Käpten.

„Unter der Kombüse, im Rattenloch!"

„All right, Kapitän!" meint Corts, eilt fort und sucht Paul.

Bloß keine Scherereien, denkt Juan Montero und weiß im Augenblick nicht, wen er mitnimmt.

Da ist Paul. „Du, Paul, hör mal, hast du die Kiste . . ."

„Natürlich, bloß hat mich so ein Halunke erwischt. Ich hatte niemand gesehen . . ."

„Weißt du, was das kostet?"

„Freilich, zehn Jahre Isle de France . . . Deportation."

„Hör, Paul, ich konnte auf dem Kasten fliehen! Aber jetzt, jetzt mußt du fort!" — „Aber nur, wenn du mitfährst!"

„Das geht nicht. Ein Mann, hat der Kapitän gesagt. Und das bist jetzt du . . . also komm!"

Sie rasen die Treppe hoch, durch die Kombüse. Eine eiserne Falltür . . . das Rattenloch.

Ein furchtbarer Gestank steigt hoch aus dem Loch. Wer soll das aushalten! Da lagern verdorbene Früchte, verwesendes Fleisch. Nur rein, kein Franzose stiege hinab. Paul läßt sich fallen. Es benimmt ihm den Atem.

Die Sirene heult. Die Maschinen hämmern, ein Händedruck noch, Corts haut die Falltür zu, geht von Bord . . .

Der Dampfer entfernt sich langsam vom Kai. Schon trennt eine Straßenbreite Ufer und Schiff. Mit der Hand auf dem Herzen, bleich und ausgepumpt steht Corts und begleitet mit den Augen das enteilende Schiff. Sein Schiff, das ihm die Freiheit gebracht hätte. Die er einem anderen geben mußte, weil es die Pflicht war. Beim Zählen der Mannschaft hat es gestimmt. Weiß der Teufel, der Korporal kann zum Glück die Viererreihen nicht zählen. Zurück gehts ins Lager.

Doch dort wird das Fehlen des Mannes sofort gemerkt. Alarm im Lager, Alarm in der Stadt, Alarm im Hafen!

Sirenen heulen, Gendarmen laufen, die Stadt ist in Aufruhr! Alles um einen Menschen, einen einzigen Menschen, der der Freiheit entgegenfährt.

Es wird Nacht, es wird Morgen. Nichts mehr von Paul. Entkommen!

Corts wird zum Offizier des Lagers gerufen: „Sie haben den Mann zur Flucht verholfen! Einen Mann, der der Sabotage überführt ist! Sie werden bestraft mit dreißig Tagen Gefängnis."

Aufatmend verläßt Corts die feindliche Stube. Dreißig Tage! Was ist das gegen dreitausend!

Noch während der dreißig Tage wird Paul in Spanien von Bord gehen und die Freiheit kosten!

 **Lustige Ecke** 



„Herr Ober, bitte ein Glas Wasser!"
„Ein Glas Wasser? — Hm! — eine bestimmte Marke?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.